

Zeitschrift: Werk, Bauen + Wohnen
Herausgeber: Bund Schweizer Architekten
Band: 80 (1993)
Heft: 5: Ingeniöse Architektur = Architecture d'ingénieur = Architecture by engineers

Buchbesprechung

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen

Zurück zu den Stilen
Von Falk Jaeger, 176 Seiten, zahlreiche Abb., DM 58,-, ernst & sohn, Berlin 1991

«Baukunst der achtziger Jahre in Berlin» – so lautet der (unfreiwillig?) relativierende Untertitel zu Falk Jaegers Buch «Zurück zu den Stilen» – eine Überschrift, die eher eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit stiltheoretischen Bezügen hätte vermuten lassen.

«Baukunst der achtziger Jahre in Berlin» hiess auch eine Artikelserie im Feuilleton des Berliner «Tagesspiegels», und deren Verfasser war – Falk Jaeger. Womit das Wichtigste auch schon gesagt wäre.

Denn das vorliegende Buch subsummiert lediglich journalistische Kurzbeschreibungen von Einzelbauten zwischen zwei Buchdeckeln, Momentaufnahmen aus dem – zugegebenermassen reichhaltigen – Bouquet einiger Jahre. Fünfzig Bauvorhaben aus (West-)Berlin, daneben lobenswerterweise auch acht aus der östlichen Stadthälfte, werden jeweils mit einem kurzen Text, ein oder zwei Photographien von Christina Bolduan und – dies ein erheblicher Zugewinn gegenüber dem Feuilleton – mit einem Grundrissbeispiel vorgestellt. Die breite Palette der in Berlin verwirklichten baukünstlerischen Ambitionen wird somit durchaus wirkungsvoll zum Ausdruck gebracht. Leider aber fehlt das substantiell Neue: Zum einen sind sowohl die Bauten als auch ihre respektiven Darstellungen bereits vor Jahren entstanden (und publiziert worden); zum anderen vermisst man eine weitgehende und gründliche Überarbeitung, die inhaltliche Aktualisierung wie die sprachliche Verfeinerung.

Die betonte Subjekti-

vität von Auswahl und Vorstellung ist dagegen positiv hervorzuheben. Das Buch stellt eben bewusst keine exakte, auf Vollständigkeit Anspruch erhebende Dokumentation dar. Nicht mit kühler wissenschaftlicher Distanz soll die Arbeit der «Stars», der grossen Meister und regionalen Grössen analysiert werden. Vielmehr wird mit «spitzer Feder» ein kritischer, aber unvoreingenommener Blick auf deren dreidimensionale Macherschaften in Berlin geworfen. Der Autor entblöst sich, fordert mit seiner sehr persönlichen Kritik förmlich heraus. Und darin liegt (s)eine besondere Qualität.

Was Rem Koolhaas und Elia Zenghelis, was Hans Hollein und Rob Krier, Aldo Rossi und Giorgio Grassi, was James Stirling, Charles Moore und John Hejduk hier verwirklicht haben, wird gleichermaßen betrachtet wie die Werke der bundesdeutschen «Avantgarde», heisse sie nun Kollhoff, Ungers oder Kleihues, Ganz und Rolfes, Steidle oder Bangert, Jansen, Scholz und Schultes (deren Bürogemeinschaft wohl unwiderruflich der Vergangenheit angehört). Auch die «Lokalmatadoren» kommen zum Zuge: Brandt, Böttcher und Asisi, die Brüder Rave, Bassenge / Puhan-Schulz, Brenner / Thonon, Langhof und Sawade. Bei den vorgestellten Beispielen handelt es sich (fast) durchweg um architektur- und stadtbezogen bedeutsame Objekte, wengleich ihre formal-ästhetischen Artikulationen gehörige Amplituden anzeigen. Ihre jeweiligen städtebaulichen Zusammenhänge bleiben jedoch zumeist im dunkeln. Nebenbei wird offensichtlich, dass die IBA zwar sehr wichtig, aber eben nicht alles war. Vieles wurde unabhängig von ihrer Ägide gebaut. Und nicht nur die allseits bekannten Schokoladenseiten sind zu sehen: auch «graue Mäuse» haben sich in diese Seiten

eingeschlichen (die möge sich jedoch jeder selbst herauspicken).

Das Buch stellt eine treffliche Ergänzung zu einem (beliebigen) «Architekturführer Berlin» dar; es bietet einen guten Überblick des Baugeschehens der achtziger Jahre. Allerdings verkörpert es auch ein editorisches Dilemma: ursprünglich für das feuilletonistische Tagesgeschehen verfasst, benötigte es nun Ergänzungen, die auf die Spezifik des Ortes und des baulichen Zusammenhangs verweisen. Sonst verfehlt man womöglich, beim Weg «zurück», den doch so trefflich beschriebenen «Stil»!

Robert Kaltenbrunner

Gruppenbild mit einer grossen Dame

Die Frankfurter Küche von Margarethe Schütte-Lihotzky. Noever, Peter (Hrsg.), Berlin 1992. ISBN 3-433-02392-1

Neben Lux Guyer gehört die Wienerin Margarethe Schütte-Lihotzky zu den wenigen Architektinnen im deutschsprachigen Raum, die sich ihren von Männern umstellten Platz am Reissbrett in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts erkämpften. Nach dem Studium an der Wiener Kunstgewerbeschule, wo sie als erste Frau bei Heinrich Tessenow und Oskar Strnad studierte, war es, nach einer Zwischenstation in den Niederlanden, kein Geringeres als der 51jährige Adolf Loos (1870–1930), der der 24jährigen Architektin einen Platz einräumte, damit sie sich entfalten konnte.

Sie ist eine Idealistin, und wie die meisten Menschen, denen eine solche Prägung mitgegeben worden ist, hatte es die Tochter eines Staatsbeamten, die 1897 in der Donaumetropole geboren wurde, in ihrem Leben nicht leicht gehabt. Während andere ihre Überzeugungen je nach politischer Konstellation wie auf

einem Verschiebebahnhof rasch umstellen, stets der Mehrheit einheitlich folgen, ihr gehorchen und mit Flexibilität nach vorne stürmen, um dabei zu sein, wenn es gilt, Macht an sich zu reissen, um grosse Profite zu machen, blieb sie standhaft. Nach dem Zweiten Weltkrieg, von dem sie vier Jahre im Zuchthaus Aichbach in Bayern verbrachte, wurde Margarethe Schütte-Lihotzky wegen ihrer Mitgliedschaft in der kommunistischen Partei feinsäuberlich während des Kalten Kriegs ausgegrenzt. Ihr Werk und Wirken blieb still, auch wenn sie an zahlreichen Tagungen in Zürich, Bergamo, Moskau und Kuba teilnahm. Bei ihr sucht man nach einem opulenten Œuvreverzeichnis vergebens. Und wo es was für Architekten zu gewinnen gab, durfte sie nicht dabei sein, und so konnte sie auch nie etwas verlieren. Was bleibt also? Was hat Bestand, wenn man an Margarethe Schütte-Lihotzky denkt?

Es bleibt die Frankfurter Küche. Jener grossartige Entwurf, den sie in der Mitte der 20er Jahre im Frankfurter Baudezernat formulierte, um den Frauen Arbeit und Mühe zu ersparen. Ein Entwurf, der von seiner Grund- und Aufrissdisposition her noch heute seine Gültigkeit und Vorbildfunktion hat, wenn es darum geht, die Gleichung Kraft \times Weg = Arbeit in der Küche aber auch auf kleinstem Raum in das richtige Verhältnis zu setzen bzw. in die dritte Dimension zu übertragen. Kein Wunder, dass diese Küche überall angewandt wurde und wird, wo man kocht und zubereitet. Ob nun in der Lehrküche oder in der Speisewagenküche der Eisenbahn – das Gedankengut der Frankfurter Küche ist stets dabei und führt dem Entwerfer den Zeichenstift. Was bleibt noch? Diese Frage verbietet sich, denn die Architektin Margarethe

Schütte-Lihotzky hat einen Klassiker geschaffen. Peter Noever als Herausgeber und dem Verlag Ernst & Sohn, Berlin, ist Dank zu sagen, dass er uns im Architekten-trubel auch an andere, an Margarethe Schütte-Lihotzky erinnert.

Clemens Klemmer

Die Architekturkonzeptionen der utopischen Sozialisten

Franziska Bollerey, Alternative Planung und Architektur für den gesellschaftlichen Prozess, mit einem Vorwort von Julius Posener, 248 Seiten, 310 Abb., DM 78,-, ernst & sohn, Berlin 1991

Ohne Utopie, darauf hat Ernst Bloch hingewiesen, gibt es keine Antizipation; sie ist Ausdruck der Hoffnung auf Veränderung. In der Utopie treffen Analyse der Gegenwart und Projektion der Zukunft aufeinander. Sie ist zeit- und raumübergreifend. Ihre Notwendigkeit ist verschiedenlich konstatiert worden: «wir erkennen in jeglicher lebensrichtigen Gestaltung eine organisationsform des daseins. wahrhaft verwirklicht ist jede lebensrichtige Gestaltung ein reflex der zeitgenössischen gesellschaft.» (Hannes Meyer, 1929)

Wenn der «wissenschaftliche Sozialismus» heute kein gesellschaftsfähiges Thema (mehr) ist, so kann doch seine frühutopische Variante allerlei befruchtende Anregung vermitteln. Vieles von dem, was einstmal im Brennpunkt der Kritik stand und Anlass für utopisch-visionäre Entwürfe bot, hat auch heute – noch oder wieder – Bestand. Der Verkehrsinfarkt der Städte, die gravierende Wohnraumknappheit, die als Irrweg erkannte räumliche Segregation von Funktionen, aber auch das mangelnde Nachdenken über unsere individuellen und gemeinschaftlichen

Zielsetzungen: darauf sind schon einmal Antworten formuliert worden. Und darauf aufmerksam zu machen ist das Verdienst des von Franziska Bollerey verfassten Buches.

Dessen Protagonisten heissen Robert Owen und Charles Fourier. Sie lebten in einer Zeit, als die städtische Siedlungsform einen radikalen Wandel von der «Bürgerstadt» zur «Arbeiterstadt» erlebte. Der Wirtschaftsliberalismus überliess auch die Stadt dem «freien Spiel der Kräfte». Für die zugewanderten Industriearbeiter bedeutete dies in der Regel: soziales Elend, Wohnungsnot, Dahinvegetieren unter Bedingungen dichtester Bebauung ohne Freiflächen und unter primitivsten hygienischen Verhältnissen. Beseelt vom tiefen Misstrauen gegenüber der Industriestadt, ist das Anliegen der Utopisten nicht eine wie auch immer geartete Reform der Grossstadt, sondern Abhilfe gegen ihre Erscheinungen durch radikal neue, rein rational begründete Formen menschlichen Zusammenlebens. Sie setzten der wirklichen Stadt eine ideale Stadt entgegen – so auch Owen und Fourier.

Obwohl selbst ein erfolgreicher Industrieller, glaubt Robert Owen, dass die spezialisierte und von der Landwirtschaft getrennte maschinelle Produktion seiner Zeit ein grosser Irrtum ist. Nach seiner Überzeugung, die er 1817 in einem Bericht an die britische Regierung äussert, müssten beide miteinander verbunden werden. In Produktions- und Wohngemeinschaften (sog. «Villages of Harmony»), frei in der Landschaft errichtet, mit allen lebensnotwendigen Einrichtungen (insbesondere Gemeinschaftsanlagen) versehen, könnten nach seinen Vorstellungen die etwa 1000–2000 Einwohner harmonisch miteinander leben. Im Kern ist das ein Konzept,

das die grosse Stadt durch ein Netz von kleinen Gemeinden ersetzen will, welches ganz England überziehen soll.

Der französische Philosoph Charles Fourier entwirft dagegen 1808 seine Vision einer «guten menschlichen Ordnung» auf der Grundlage sozialen und individuellen Glücks. Einig weiss er sich mit Owen, dass die Menschen in einer Gemeinschaft leben sollten, in der die Trennung der industriellen und gewerblichen von der landwirtschaftlichen Produktion aufgehoben und der Handel abgeschafft ist, in der sich der Mensch – frei von Entfremdung und Zwang – im Produktionsprozess durch schöpferischen und mitbestimmten Arbeitseinsatz entfalten und bestätigen kann. Da dies in der seinerzeit bestehenden Phase der gesellschaftlichen Entwicklung nicht möglich ist, sollen neue, selbständige Gemeinwesen für alle Altersgruppen und Schichten der Gesellschaft die Voraussetzung dafür schaffen. Nach Fourier hätten die Menschen die Städte zu verlassen und sich in sogenannten «Palangen» mit 1620 Bewohnern zu Produktivassoziationen zusammenzuschliessen. Diese würden sich Schritt für Schritt durch ihr überzeugendes Beispiel eines besseren Lebens überall ausbreiten und die gegenwärtige Lebensweise auflösen.

Das Buch von Franziska Bollerey, nach 13 Jahren neu aufgelegt, legt die Hand auf eine Stelle, die der Linderung bedarf. Zwar können Owen und Fouriers Ziele wohl kaum direkt übertragen werden. Doch gibt es allortorten Zeichen einer Unzufriedenheit mit und Kritik am Bestehenden. Basierend auf dem erschütterten Vertrauen in den Fortschritt und dem Zweifel an neuen Technologien hat man sich auf die Suche gemacht nach neuen Identitä-

ten und neuen Identifikationen.

Dass sowohl Owens und Fouriers Versuche, ihre Ideen in die Wirklichkeit umzusetzen, wenig erfolgreich waren, sagt letztlich nicht viel über die Wirksamkeit ihrer Gedanken (nicht nur) in der städtebaulichen Entwicklung aus. Die Konzeptionen der utopischen Sozialisten waren Entwürfe idealer Gemeinschaften: moralischen Ansprüchen unterworfen bei Owen, und hedonistische Zauberwelten bei Fourier. Und trotz aller zeitbedingten Besonderheiten: in der Ideenwelt der Planer wirken sie implizit bis heute nach.

Das eigentlich Faszinierende an den Vorstellungen der Frühsozialisten, so meint Wolfgang Pehnt, liege in den optimistischen Antworten auf Probleme, die nach wie vor ungelöst (und unlösbar?) seien. Als emanzipatorische Vorgriffe auf die Zukunft können sie noch heute erscheinen. Owen, Fourier und ihre Schüler schlugen neue Beziehungen zwischen Menschen vor, probierten solidarisches Handeln in kleinen Gruppen aus. Von grundsätzlicher Bedeutung ist, dass in vielen Utopien (und namentlich in den ihren) Architektur bzw. Städtebau das Medium zur Realisierung der neuen, der angestrebten Gesellschaft ist. Und dieses Thema müsste eigentlich jeden Planer und Architekten interessieren...

Robert Kaltenbrunner

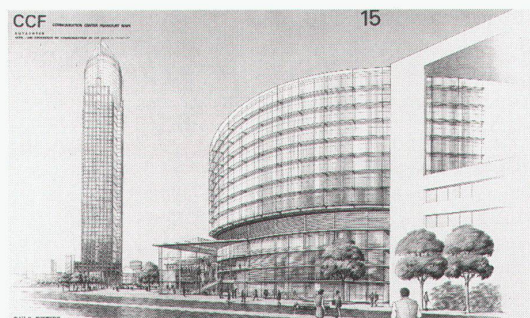
Das neue Kongresszentrum im Vordergrund bildet stadträumlich einen Abschluss für die Messehalle

Aktuell

Congress Center der Messe Frankfurt

Nach den Plänen der Architekten J. S. K. Perkins & Will, vertreten durch den Frankfurter Architekten Helmut W. Joos, soll bis 1996 in unmittelbarer Nachbarschaft des Messturms in Frankfurt ein multifunktionales Gebäude entstehen. Perkins & Will setzten sich gegen drei Mitbewerber durch. Bauherr des Gebäudekomplexes mit Hotel und Büroräumen wird eine niederländische Projektentwicklungsgesellschaft sein.

Städtebaulich gesehen wird sich der gegliederte und gebogene 50 Meter hohe Baukörper dem Gebäudeensemble des Messegeländes und des angrenzenden Geländes anpassen. Die Konzeption, die eine Integration von Tagen, Wohnen und Ausstellen unter einem Dach berücksichtigt, sieht vor, dass der Kongressbereich, das Hotel und das ca. 20 000 Quadratmeter grosse Bürogebäude unabhängig voneinander nutzbar sind. Das Hotel und der Kongressteil bilden dabei eine Einheit; der Büroteil wurde als gesonderter Baukörper konzipiert.



Der Eingangsbereich des Kongresszentrums

